



REDE

Dr. Guy Deutscher, Israelischer Sprachwissenschaftler Honorary Research Fellow an der Universität Manchester

Es ist eine alte Debatte. Auf der einen Seite steht die althergebrachte Maxime, alles, was wert ist, gesagt zu werden, müsse in jeder Sprache gesagt werden können - umso mehr dann, wenn es sich um die Wissenschaft handelt, die den Anspruch erhebt, universelle Wahrheiten zu erfassen. Demgegenüber steht ein immer wieder anzutreffender Gedanke, dessen wohl inspirierteste Formulierung von Wilhelm von Humboldt stammt, nämlich, dass die Verschiedenheit der Sprachen nicht nur eine von „Schällen und Zeichen“, sondern eine der „Weltansichten selbst“ sei. Thema dieses Vortrags ist die Frage, wo die Wahrheit zwischen diesen scheinbaren Gegensätzen liegt.

Es war für mich eine besondere Freude, die Einladung des Goethe-Instituts, des DAAD und des IDS anzunehmen, denn zwei dieser Institutionen haben in meinem persönlichen Verhältnis zur deutschen Sprache eine ganz besondere Rolle gespielt. Ich war 15 Jahre alt, als ich zum ersten Mal die Räumlichkeiten des Goethe-Instituts in Tel Aviv betrat. Meinem vielversprechenden Nachnamen zum Trotz konnte ich kein Wort Deutsch, und begann also mit einem Intensivkurs der Grundstufe I. Viermal in der Woche kam ich nach der Schule ins Goethe-Institut, um in den Genuss der Feinheiten der deutschen Grammatik zu kommen. Nach dem ersten Jahr wurde ich, im Jahre 1985, vom DAAD nach Deutschland eingeladen, zusammen mit 5 anderen Schülern aus Israel, und mit vielen anderen Schülern aus der ganzen Welt. Während eines ganzen Monats reisten wir durch Westdeutschland und West-Berlin, zwei Wochen davon besuchten wir eine Schule in Würzburg. Für ein 15 jähriges Kind war das alles eine unvergessliche Erfahrung.

Ich muss gestehen, es war nicht in erster Linie die glanzvolle Tradition der Deutschen Wissenschaft, die mich als fünfzehn-jährigen in das Goethe-Institut lockte. Es waren eher die Lieder von Schubert und Schumann. Aber natürlich kam mir die Fähigkeit, Deutsch zu lesen, bei meiner wissenschaftlichen Arbeit in späteren Jahren zugute.

Ich möchte hier nur ein Beispiel nennen, und zwar aus der Arbeit an meinem letzten Buch. Wie wir gleich sehen werden, ist dieses Beispiel für das Thema dieser Tagung sehr relevant. Dieses Buch beschäftigt sich mit der Frage, was wir in unserer Sprache sehen, wenn wir sie dem Geist als Spiegel vorhalten: die menschliche Natur oder die kulturellen Konventionen unserer Gesellschaft. Ich habe dieses Thema zunächst anhand eines bestimmten Beispiels untersucht, anhand der Sprache der Farbe. In den letzten Jahrzehnten stand die Frage, wie Sprachen den Farbraum in bestimmte Abschnitte unterteilen, im Mittelpunkt heftiger Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der Natur und denen der Kultur. Ist die Art und Weise, in der die Sprache dem Farbraum Begriffe zuordnet, ein Diktat der Natur? Sind die Begriffe „blau“ oder „grün“ universale Konstanten des Menschengeschlechts, oder handelt es sich dabei um willkürliche kulturelle Konventionen? Wie ich schon aus dem Studium zu wissen glaubte, fing diese Debatte 1968 an, und zwar mit einer spektakulären Entdeckung von zwei

Wissenschaftlern aus Berkeley, die äußerst überraschende Gesetzmäßigkeiten und Ähnlichkeiten in den Farbbegriffen aller Sprachen aufgezeigt haben. Diese Entdeckungen, so haben wir als Studenten gelernt, „gehören“ zu den bemerkenswertesten Entdeckungen der Disziplin, sie markieren den Anbruch einer neuen Ära in der Erforschung der Sprache, einen Wendepunkt sowohl für die Linguistik als auch für die Anthropologie.

Als ich aber anfang näher zu recherchieren, machte ich eine eigene kleine Entdeckung, die mich zumindest ziemlich erstaunte. Ich fand nämlich heraus, dass die bahnbrechenden Erkenntnisse von 1968 fast wortwörtlich Erkenntnisse wiederholten, die ein ganzes Jahrhundert vorher gemacht worden waren – oder um es präziser zu formulieren - die genau einhundert und einem Jahr“ zuvor in Frankfurt a/M, während der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte von 1867 bekanntgegeben worden waren. Mehr noch. Es stellte sich heraus, dass während der letzten Jahrzehnte des 19ten Jahrhunderts eine lange und hitzige Kontroverse tobte, über nichts anders als... die Sprache der Farbe. In dieser Kontroverse standen sich ähnliche Lager gegenüber wie in der modernen Debatte, und wurden viele der Erkenntnisse gewonnen, die 100 Jahre später als neue Durchbrüche präsentiert worden sind.

Auf unerklärliche Weise aber ist diese ganze Debatte des 19ten Jahrhunderts, mitsamt den gewonnenen Erkenntnissen, nach dem ersten Weltkrieg völlig in Vergessenheit geraten. Wie konnte eine ganze Disziplin in eine solche kollektive Amnesie versinken? In meinem Buch habe ich versucht, ein paar Erklärungen dafür zu formulieren. Die Gründe, die ich nannte, haben mit den seismischen Verschiebungen in der Weltanschauung zu tun, welche die Humanwissenschaften am Anfang des 20ten Jahrhunderts durchmachten. Es gibt aber einen zusätzlichen Grund, den ich aus Höflichkeit in meinem Buch nicht erwähnen wollte, der aber in unserem Zusammenhang sehr relevant ist. Dieser Grund ist ganz einfach. Obwohl die Debatte über die Sprache der Farbe in England anfang, begann sie bald von deutschen Wissenschaftlern dominiert zu werden, und wurde deswegen größtenteils auf Deutsch ausgetragen. Dieses Material liegt meist nicht in Übersetzungen vor. In Amerika wird aber in der Regel kein Deutsch gelesen, auch nicht von Sprachwissenschaftlern. Anders gesagt: in Amerika, das im letzten Jahrhundert das Zentrum linguistischer und anthropologischer Wissenschaft darstellte, war die Debatte des 19ten Jahrhunderts ganz einfach nicht zugänglich.

Diese Tatsache führt uns zum Thema dieser Tagung. Niemand kann leugnen, dass in vielen, vielleicht den meisten wissenschaftlichen Disziplinen heutzutage das Hauptgewicht wissenschaftlicher Forschung in Nordamerika liegt, quantitativ und sogar qualitativ gesehen. Und dieses Nordamerika liest meistens nur Englisch. Diese Situation kann die deutsche Wissenschaftspolitik natürlich nicht ändern. Wie man sich dieser Herausforderung stellen kann, wird hier in den nächsten Tagen diskutiert werden.

Worüber ich heute sprechen möchte, ist keiner dieser praktischen Aspekte der Sprachpolitik. Vielmehr möchte ich den Fokus erweitern und genereller auf die Frage nach der Rolle einer bestimmten Sprache im Prozess unseres Denkens blicken, und im Besonderen über Sprache und wissenschaftliches Schaffen nachdenken. Ist es tatsächlich von Belang, in welcher Sprache wir sprechen, schreiben oder forschen? Macht es einen Unterschied? Sind unterschiedliche Sprachen lediglich unterschiedliche Kleider

für genau den selben Gedankenprozess oder liegt in diesem Unterschied mehr verborgen?

Bekanntlich gibt es zwei entgegengesetzte Denkrichtungen, die auf diese Fragen gegenteilige Antworten gegeben haben. Auf der einen Seite steht die Universalistische Tradition, die von Aristoteles im 4. Jahrhundert v.Chr., über die französischen Grammatiker des 17ten Jahrhunderts bis zu Noam Chomsky reicht. Um es sehr grob zu formulieren, sind dieser Meinung zufolge alle Sprachen im Kern identisch, und die Unterschiede zwischen ihnen äußerst oberflächlich.

Auf der anderen Seite steht eine andere alte Tradition, die wir als die "relativistische" bezeichnen können. Diese reicht mindestens bis zu Wilhelm von Humboldt zurück, also bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Humboldt zufolge ist die Verschiedenheit der Sprachen viel grundlegender als nur eine von „Schällen und Zeichen“, es ist eine Verschiedenheit der „Weltansichten selbst“. Mehr noch: die Sprache ist nicht eigentlich Mittel, die bereits erkannte Wahrheit darzustellen, sondern Möglichkeit, die zuvor unerkannte Wahrheit überhaupt erst zu entdecken. „Das Denken“, schloss er, „ist nicht bloß abhängig von der Sprache überhaupt, sondern bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten.“ Hundert Jahre später erfuhr diese Ansicht ihre bekannteste und extremste Formulierung durch Edward Sapir und Benjamin Lee Whorf in ihrem „linguistischen Relativitätsprinzip“, welches besagt, dass unterschiedliche Sprachen ihren Sprechern unterschiedliche Wahrnehmungen der Welt auferlegen.

Auf der einen Seite haben wir also eine universalistische Position, der zufolge alle Sprachen ohnehin in allen wesentlichen Aspekten gleich sind. Anhänger dieser Position weisen die Idee von der Hand, die Welt könne in anderen Sprachen anders aussehen. Auf der anderen Seite steht die relativistische Tradition, die davon ausgeht, dass Sprachen sich in wesentlichen Aspekten unterscheiden und dass unsere Wahrnehmung vollkommen durch unsere Muttersprache bestimmt wird. Wo zwischen diesen extremen Gegensätzen können wir die Wahrheit finden?

Zunächst ist die universalistische Position sehr leicht zu karikieren. Aristoteles, der uns belehrt, dass zwar die Sprachlaute bei verschiedenen Völkern unterschiedlich, die Begriffe selbst jedoch – oder die „seelischen Widerfahrnisse“, wie er sie nannte - bei allen Menschen dieselben seien, kannte vermutlich keine andere Sprache außer der griechischen. Das ist eine ziemlich eingeschränkte Perspektive, um über die Verschiedenheit oder Ähnlichkeit aller Sprachen nachzudenken. Die französischen Grammatiker des 17ten Jahrhunderts hatten eine etwas weitere Perspektive, aber auch hier kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass ihre 'Universale Grammatik' auf unerklärliche Weise der französischen Sprache auffällig nahe kommt. Bekanntlich haben einige berühmte französische Denker dieser Epoche erklärt, das Französische sei die einzige Sprache, die der wahren Ordnung der menschlichen Gedanken wirklich folgt, während andere Sprachen von dieser wahren Ordnung abweichen. Und auch bei Chomsky's angeborener Universaler Grammatik, zumindest in ihren früheren Fassungen, ist es sehr schwer zu übersehen, wie nah sie der Struktur der englischen Sprache kommt. Sprachen, die sich anders verhalten als das Englische, so wurde behauptet, sind in ihrer 'Tiefenstruktur' gleichwohl wie das Englische gebaut und organisiert, lediglich auf der 'Oberflächen-Struktur' kommen dann einige Regeln zum Tragen, die die wahre Universale Struktur abändern.

Das Problematische an den Argumenten des relativistischen Lagers ist ebenfalls recht offensichtlich. Zwar würde niemand auf die Idee kommen, Wilhelm von Humboldt einen Mangel an sprachlichem Weitblick vorzuwerfen. Humboldt war der erste große Denker, der sich mit der Struktur von abgelegenen Sprachen, besonders aus Ostasien und Südamerika, ernsthaft befasste. Die Einsichten, die er über die Prinzipien des Sprachbaus gewonnen hat, dienen noch heute als Grundlage für die Typologie, die Vergleichende Sprachwissenschaft.

Wenn es aber um Humboldts Behauptungen über den angeblichen Einfluss der Muttersprache auf den Geist geht, dann dürfen wir ihm sehr wohl mangelnde Klarheit vorwerfen. Zwar klingt das alles sehr beeindruckend, wenn er uns erklärt, die Verschiedenheit der Sprachen sei eine der 'Weltansichten selbst', und jede Sprache habe ihre eigene 'innere Kraft', die die Sprecher zu verschiedenen Gedanken „anfeuert und begeistert“. Aber was bedeutet das genau? Was ist diese „innere Kraft“? Wie genau „begeistert“ sie die Sprecher zum Formulieren welcher Ideen? Das alles bleibt bei Humboldt ziemlich vage. Seine Aussagen zu diesem Thema bleiben immer in den höheren Sphären philosophischer Allgemeinaussagen und erreichen nie eine konkrete praktische Dimension.

Hundert Jahre später, in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, versuchten Edward Sapir und Benjamin Lee Whorf derartige Schlagwörter nun tatsächlich mit konkretem Inhalt zu füllen. Und sie führten Humboldts Ideen zu neuen Extremen. Angeregt durch die philosophischen Theorien von Bertrand Russell und Ludwig Wittgenstein und durch Einsteins Relativitätstheorie, formulierten sie ihr „linguistisches Relativitätsprinzip“, und begannen von der „tyrannischen Herrschaft“ zu sprechen, welche „die sprachliche Form über unsere Orientierung in der Welt ausübe“. Die Weltwahrnehmung des Beobachters hängt – so lautete ihre verbesserte Version Einsteins - nicht nur von seinem Bewegungszustand ab, sondern auch von seiner Muttersprache. Sie behaupteten, dass verschiedene Sprachen ihren Sprechern inkompatible Analysen der Wahrnehmung auferlegen, und dass unsere Muttersprache unsere Fähigkeit Begriffe zu verstehen und die Welt wahrzunehmen bestimmt und einschränkt, und zwar entlang von Leitlinien, die uns durch diese Muttersprache vorgegeben sind.

Hier ist eines ihrer beliebtesten Beispiele. Wenn wir beobachten, wie sich ein Stein durch den Raum auf die Erde zu bewegt, untergliedern wir dieses Ereignis unwillkürlich in zwei getrennte Begriffe: in einen Stein und die Bewegung des Fallens. Wir erklären also: „Der Stein fällt.“ Manche Indianersprache aber verfährt in einem solchen Fall ganz anders. In diesen Sprachen gibt es kein Verb, das unserem Verb „fallen“ entspricht und mit dem sich der Vorgang unabhängig von einem bestimmten fallenden Objekt beschreiben lässt. Stattdessen verwendet man das Verb „steinen“, das jede Bewegung eines Steins bezeichnet. Der Sachverhalt, den wir in „Stein“ und „fallen“ zerlegen, wird in etwa als „es steint herab“ beschrieben. Daraus schloss Whorf, dass die Indianersprachen eine „monistische Ansicht der Natur“ erzwingen. Whorf zufolge können ihre Sprecher unsere Unterscheidung zwischen Gegenständen und Handlungen einfach nicht verstehen, weil sie unsere Bezeichnungen nicht haben.

Erneut klingt das alles sehr beeindruckend, - aber ist es wirklich zutreffend? Gewiss, der Ausdruck „es steint herab“ klingt seltsam, aber bedeutet diese Seltsamkeit, dass der Vorgang unbedingt auf eine andere Weise wahrgenommen werden muss? Bedeutet die

Verschmelzung von Verb und Substantiv zwangsläufig, dass Sprecher dieser Sprache keine getrennten Bilder von dem Geschehen und dem Objekt im Kopf haben können?

Wir können das testen, wenn wir die Argumentation auf eine vertrautere Sprache anwenden. Nehmen wir den deutschen Satz „es regnet“. Wenn man einen Augenblick darüber nachdenkt, wird deutlich, dass sich das Deutsche hier wie eine Indianersprache verhält. Denn die Konstruktion ‚es regnet‘ ähnelt der Wendung ‚es steint herab‘. Hier werden das Objekt, nämlich die Wassertropfen und der Vorgang des Fallens nicht getrennt, sondern zu einem einzigen verbalen Begriff vereint: ‚regnen‘.

So verfahren aber nicht alle Sprachen. In meiner Muttersprache werden der Gegenstand und der Vorgang sehr wohl auseinandergehalten, und man sagt so etwas wie „Regen fällt“. Demnach gibt es bei der Art und Weise, in der Deutsch und meine Muttersprache das Ereignis des Regens ausdrücken, einen tiefgreifenden Unterschied. Aber heißt das, dass Sie und ich deshalb Regen auf andere Weise *wahrnehmen* müssen? Haben Sie das Gefühl, dass die Grammatik Ihrer Muttersprache Sie daran hindert, den Unterschied zwischen der wässrigen Substanz und dem Vorgang des Fallens zu verstehen? Finden Sie es schwierig, die fallenden Regentropfen mit anderen Dingen, die herabfallen, in Verbindung zu bringen? Oder sind die Unterschiede in der Art und Weise, in der unsere Sprachen die Idee des „Regnens“ ausdrücken, lediglich bloße Unterschiede in der grammatischen Organisation?

In meinem Buch habe ich versucht, den Trugschluss, welcher der Argumentation von Sapir und Whorf zugrunde liegt, mit einem bekannten Ausspruch Nietzsches zu charakterisieren, einem Ausspruch, den Nietzsche so allerdings nie formuliert hat. In englischer Übersetzung lautet er folgendermaßen: „We have to cease to think if we refuse to do so in the prison-house of language.“ Tatsächlich hatte Nietzsche nicht von einem Gefängnis gesprochen, sondern gesagt: „Wir hören auf zu denken, wenn wir es nicht in dem sprachlichen Zwange tun wollen“. In der angelsächsischen Welt ist die Fehlübersetzung jedoch zu einer stehenden Redewendung geworden, und wie sich die Dinge fügen, fasst „das Gefängnis der Sprache“ kurz und bündig alles zusammen, was an der „linguistischen Relativität“ falsch war – und zwar die Annahme, dass unsere Muttersprache ein Gefängnis ist, das die Konzepte und Unterscheidungen begrenzt, die wir zu verstehen vermögen. Oder anders gesagt, der Fehlschluss der „linguistischen Relativität“ war die Annahme, dass wir uns nur die Konzepte und Unterscheidungen vorstellen können, die in unserer Sprache bereits vorhanden sind.

Vielen Englischsprechern, zum Beispiel, ist das deutsche Lehnwort „Schadenfreude“ nicht bekannt. Trotzdem fällt es ihnen nicht schwer, das Gefühl zu verstehen, dass man sich am Unglück eines anderen Menschen weidet. Und umgekehrt, denken Sie an die beiden verschiedenen englischen Begriffe „when“ und „if“. Auf Deutsch werden sie regelmäßig mit demselben Wort übersetzt - „wenn ich komme“ kann ja beides 'when I come' oder 'if I come' bedeuten. Aber sind Deutschsprecher deswegen unfähig, den logischen Unterschied zu verstehen, zwischen dem, was unter bestimmten Bedingungen geschehen könnte, und dem, was in jedem Fall geschehen wird? Man könnte tausende von solchen Beispielen anführen, die die Absurdität der Gefängnis-Annahme zeigen. Es gibt keinen einzigen Beweis dafür, dass irgendeine Sprache ihren Sprechern *verbietet*, etwas Bestimmtes zu denken oder zu verstehen.

Fassen wir eine erste Bilanz zusammen. Beide extreme Positionen, die ich bisher vorgestellt habe, sind gleichermaßen unhaltbar. Auf der einen Seite sind Sprachen nicht alle gleich. Sie unterscheiden sich voneinander grundlegend sowohl in ihren spezifischen Begriffen als auch in ihrer strukturellen Organisation. Andererseits: auch wenn unterschiedliche Sprachen Dinge unterschiedlich ausdrücken, bedeutet das nicht, dass unsere Muttersprache unsere Fähigkeit beschränkt, und uns daran hindert, Begriffe zu verstehen, die von Sprechern anderer Sprachen verwendet werden.

Wie finden wir also die vernünftige Mitte zwischen diesen beiden Positionen? Ich glaube, dass wir die Idee nicht ganz verwerfen dürfen, unsere Muttersprache könne Einfluss auf unser Denken haben. Doch um den wahren Einfluss der Sprache auf das Denken zu verstehen, müssen wir der Täuschung entkommen, dass die Sprache ein Gefängnis für das Denken ist. Stattdessen müssen wir uns einer grundlegenden Einsicht zuwenden, die ich in meinem Buch als das Boas-Jakobson-Prinzip bezeichne. Der Anthropologe Franz Boas stammte aus einer deutsch-jüdischen Familie aus Minden. Er wuchs in der besten deutschen Wissenschaftstradition auf, bevor er gegen Ende des 19. Jahrhunderts nach Amerika emigrierte. Er gilt als Vater der amerikanischen Anthropologie und man darf sagen, auch der amerikanischen Sprachwissenschaft. 1938 machte er eine scharfsinnige Beobachtung über die Verschiedenheit der Sprachen, eine Beobachtung die 20 Jahre später von dem russisch-amerikanischen Linguist Roman Jakobson zu einer markigen Maxime zusammengefasst wurde: „Sprachen unterscheiden sich hauptsächlich durch das, was sie vermitteln *müssen*, und nicht durch das, was sie vermitteln *können*.“ Mit anderen Worten, der entscheidende Unterschied zwischen Sprachen liegt nicht darin, was jede Sprache ihren Sprechern auszudrücken gestattet – denn theoretisch könnte jede Sprache alles zum Ausdruck bringen –, sondern in den Informationen, zu deren Wiedergabe jede Sprache ihre Sprecher zwingt.

Jakobson führt das folgende Beispiel aus der Alltagssprache an: Wenn ich auf Englisch sage „I spent yesterday evening with a neighbour“, dann können Sie sich durchaus die Frage stellen, ob ich mit einem Mann oder mit einer Frau ausgegangen bin. Aber ich habe das Recht, Ihnen höflich zu erklären, dass Sie das nichts angeht. Wenn wir aber Deutsch sprechen, dann verfüge ich nicht über das Privileg, die Dinge im Unklaren zu lassen, denn ich werde von der Sprache dazu gezwungen, mich zwischen *Nachbar* oder *Nachbarin* zu entscheiden. Deutsch zwingt mich also, Sie über das Geschlecht des Menschen, der mich begleitet hat, zu informieren – ob ich nun der Meinung wäre, dass Sie das etwas angeht, oder nicht. Das bedeutet natürlich nicht, dass Englischsprecher die Unterschiede zwischen Abenden, die man mit Nachbarn, und solchen, die man mit Nachbarinnen verbringt, nicht wahrnehmen. Ebenso wenig bedeutet es, dass Englischsprecher den Unterschied nicht ausdrücken können, falls sie das wünschen sollten. Es bedeutet nur, dass Englischsprecher nicht verpflichtet sind, das Geschlecht anzugeben, jedes mal wenn von dem Menschen aus dem Nachbarhaus die Rede ist, während diese Verpflichtung für die Sprecher mancher Sprachen gewohnheitsmäßig besteht.

Hingegen verpflichtet Sie das Englische durchaus, gewisse Informationen zu nennen, die man in manchen anderen Sprachen dem Zusammenhang überlassen kann. Wenn ich Ihnen auf Englisch von einem Abendessen mit einem „neighbour“ erzähle, dann muss ich Ihnen vielleicht nicht das Geschlecht meiner Begleitperson mitteilen, aber ich muss Ihnen auf jeden Fall ziemlich viel über die zeitliche Einordnung des Geschehens erzählen: beispielsweise muss ich mich zwischen *we are dining* (gerade jetzt) oder *we dine*

(regelmäßig), zwischen *we dined* (einmal oder einige Male in der Vergangenheit) und *we have been dining* (öfters, über eine lange Zeitspanne) entscheiden. Das Deutsche ist ebenso imstande, solche feinen Unterscheidungen zu machen, aber es *verpflichtet* seine Sprecher nicht, diese Unterscheidungen gewohnheitsmäßig zu treffen.

Es scheint mir, dass das Boas-Jakobson-Prinzip der Schlüssel ist, mit dem sich die tatsächlichen Auswirkungen einer bestimmten Sprache auf das Denken enthüllen lassen. Wenn verschiedene Sprachen den Geist ihrer Sprecher auf unterschiedliche Weise beeinflussen, dann nicht wegen der Dinge, die jede Sprache angeblich den Menschen zu denken gestattet, sondern vielmehr ist der Einfluss eine Folge des Umstands, dass Menschen von Kindesbeinen an gewohnheitsmäßig bestimmte Ausdrucksweisen verwenden. Denn schließlich können sich Sprachgewohnheiten zu geistigen Gewohnheiten verfestigen, die uns über das Sprechen hinaus beeinflussen, und die Konsequenzen für unsere Denkweise und Wahrnehmung der Welt haben können. Wenn unsere Sprache uns dazu zwingt, zum Beispiel, auf gewisse Aspekte der Erfahrung gewohnheitsmäßig achtzugeben, dann kann diese Notwendigkeit uns trainieren, ein besonderes Gespür oder eine Sensibilität für bestimmte Details zu entwickeln, und fördert bestimmte Arten von Gedächtnis und Assoziationen.

In meinem Buch bespreche ich einige Beispiele, bei denen in den letzten Jahren experimentell nachgewiesen werden konnte, dass solche Sprachgewohnheiten einen Einfluss auf die Wahrnehmung ihrer Sprecher ausübten. Eines dieser Beispiele betrifft das Genus, oder das grammatische Geschlecht unbelebter Objekte. Wer eine Sprache wie Deutsch als Fremdsprache lernt, hört häufig, man solle der Tatsache, dass Brücken weiblichen und Schlüssel männlichen Geschlechts sind, keine weitere Bedeutung beimessen. Es handele sich lediglich um eine grammatische Eigenheit, so wird uns gesagt, die für Muttersprachler keine tiefgreifende Bedeutung habe. Natürlich ist es richtig, dass kein Deutschsprecher tatsächlich glaubt, Brücken seien biologisch betrachtet weiblich. Und dennoch haben eine ganze Reihe unterschiedlicher Experimente empirisch gezeigt, dass das grammatische Geschlecht der unbelebten Gegenstände in der eigenen Muttersprache die alltäglichen Assoziationen färbt, die Sprecher mit diesen Gegenständen in Verbindung bringen. So tendieren Deutschsprecher beispielsweise dazu, Brücken eher „weiblich“ konnotierte Attribute zuzuschreiben (schmal, elegant), während Spanischsprecher, für die Brücken grammatisch männlich sind, sie häufiger mit eher männlich besetzten Attributen in Verbindung bringen, wie kräftig. Für Designhistoriker, die die Geschichte der Gestaltung verschiedener Objekte in verschiedenen Ländern untersuchen, alles mögliche von Brücken bis hin zu Stühlen, wäre es interessant darüber einmal nachzudenken.

Ein anderes Beispiel für den Einfluss der Sprache auf die Wahrnehmung ist die Sprache der Farbe, die ich bereits erwähnt habe. Nehmen wir die Farben Grün und Blau, zum Beispiel. Viele Sprachen der Welt trennen nicht zwischen Grün und Blau, und betrachten sie als Schattierungen einer einzigen Farbe, mit einem einzigen Namen. Wenn aber eine Sprache wie Deutsch oder Englisch uns trainiert, diese zwei Farben doch als unterschiedliche Begriffe auseinanderzuhalten - dann erhöht diese Gewohnheit unsere Empfindlichkeit gegenüber diesen Farben im Vergleich zu Menschen, deren Muttersprache nur einen einzigen Namen für Grün und Blau verwendet. Anders gesagt: in den letzten Jahren haben Forscher empirisch nachweisen können, dass die Sprache

unsere Wahrnehmung trainiert, den Unterschied zwischen manchen Farben zu übertreiben.

Und wieder ein anderes Beispiel ist die Weise, in der uns die Sprache daran gewöhnt, den Raum um uns und die Anordnung der Objekte in diesem Raum zu beschreiben. Die gewöhnlichen Raum-Begriffe, die uns durch die Sprache auferlegt werden, haben, so konnte gezeigt werden, weitreichende Auswirkung auf unsere Orientierung im Raum, sowie auf unsere Raumwahrnehmung und unser Raumgedächtnis. Ich kann hier nicht im Detail auf dieses Beispiel eingehen, ich möchte nur noch einmal den zentralen Punkt betonen, den all diese Beispiele gemein haben: in all diesen Fällen geht es um die Macht der Gewohnheit, nicht um ein Gefängnis.

Es geht es nicht darum, dass unsere Muttersprache uns davon abhält, Unterscheidungen und Konzepte anderer Sprachen zu verstehen oder wahrnehmen zu können. Wenn eine Sprache keine Unterscheidung zwischen Grün und Blau macht, zum Beispiel, bedeutet das nicht, dass ihre Sprecher farbenblind sind. Wenn eine Sprache uns zwingt, über Brücken zu sprechen, als wären sie Frauen, bedeutet das nicht, dass wir nicht imstande sind zu verstehen, dass unbelebte Objekte kein biologisches Geschlecht haben. Wenn unsere Sprache uns zwingt, den Raum mit bestimmten Begriffen zu beschreiben, bedeutet das nicht, dass wir die Raum- Begriffe von anderen Sprachen nicht verstehen können.

Und dennoch können die Sprechgewohnheiten, die uns von jungen Jahren an eingebläut wurden, entscheidenden Einfluss auf unser Denken und unsere Wahrnehmung ausüben. Man darf die Macht der Gewohnheit nicht unterschätzen. Denken Sie beispielsweise an das Autofahren. Die theoretischen Prinzipien sind hier eigentlich sehr einfach. Wenn das Fahren Anfängern trotzdem schwer fällt, liegt das vor allem daran, dass es ihnen an Übung mangelt. Nach 20 oder 50 oder 100 Übungsstunden werden Reflexe trainiert, in einer bestimmten Weise zu agieren; die Muskeln werden trainiert, in einer bestimmten Weise zusammenzuspielen; die Wahrnehmung wird trainiert, auf bestimmten Details im Sichtfeld ständig zu achten, und so weiter. Eine Aktivität, die am Anfang sehr schwierig erschien, verwandelt sich durch die Gewohnheit in eine ganz mühelose und fast automatische Fähigkeit.

Jetzt zurück zur Sprache. Die Gewohnheiten unserer Muttersprache werden nicht erst mit 17 oder 18 Jahren geprägt, sondern von Geburt an. Sie werden nicht nur in 50 oder 100 Stunden Übung gefestigt und verstärkt, sondern in Tausenden und Abertausenden von Stunden. Ihre Macht ist deswegen potenziell umso größer. Diese intensive Übung kann beispielsweise das beeinflussen, was wir durch Gewohnheit für natürlich halten, die Übung kann unsere Empfindlichkeit für bestimmte Aspekte der Wahrnehmung erhöhen. Sie kann auch unser Gedächtnis für bestimmte Aspekte der Erfahrung verfeinern, und unsere Ketten von Assoziationen prägen.

Die Beispiele, die ich angeführt habe, betreffen die einfachsten Wahrnehmungen in unserem Alltag. Dies ist nicht weiter erstaunlich, hat sich doch die Forschung der letzten Jahre zunächst auf diese grundsätzlichen Fragen von Wahrnehmung beschränkt. Denn solche Phänomene lassen sich in einem psycholinguistischen Labor messen und untersuchen. Wir können uns aber natürlich auch fragen, ob der Einfluss einer bestimmten Sprache und der kulturellen Gewohnheiten im Allgemeinen auch eine

Auswirkung darauf hat, wie wir höhere intellektuelle Betätigungen angehen – wie wir Wissenschaft betreiben, zum Beispiel, oder wie wir Forschung durchführen. Solche Fragen sind meines Wissens noch nicht ernsthaft in einem Labor untersucht worden. Es wäre aber erstaunlich, wenn die Gewohnheiten, die uns durch unsere Sprache und durch unsere Kultur eingepägt wurden, keinen Einfluss darauf hätten, wie wir komplizierte intellektuelle Fragen angehen, beispielsweise wie wir Forschung betreiben.

Um deutlich zu machen, was ich damit meine, möchte ich ein kurzes Gedankenexperiment durchführen. Nehmen wir an, Sie bekämen ein Buch in die Hände, das aus welchem Grunde auch immer sehr beschädigt ist. Vielleicht ist es ins Wasser gefallen. Dem Aussehen nach scheint es ein wissenschaftliches Buch gewesen zu sein – und nicht etwa ein Roman. Aber die Tinte ist überall verschwommen, und der Text ist völlig unlesbar. Sie kennen weder Titel noch Autor, nicht einmal das Thema. Sie blättern durch die nassen Seiten, und versuchen verzweifelt zumindest ein paar Wörter zu finden, die Ihnen *irgend etwas* über das Buch verraten könnten.

Schließlich könnte ein einziges Wort ausreichen, Ihnen wenigstens zu sagen, ob es ein Buch über Physik oder Wirtschaft, über Linguistik oder Geschichte ist. Aber alles scheint umsonst. Sie blättern durch, Seite um Seite, aber auf dem Papier nichts als eine schwarze Suppe. Schweren Herzens sind Sie schon geneigt aufzugeben. Doch da finden Sie, fast am Ende des Buches, eine einzige Seite, an deren letzter Ecke ein paar Wörter stehen, die doch nicht völlig verwischt sind.

In aufgeregter Vorfreude darauf, vielleicht endlich einen Hinweis zu bekommen, worum es sich bei dem Buch handeln könnte, greifen Sie nach einer Lupe und untersuchen vorsichtig die Spuren auf dem Papier. Mit großer Mühe gelingt es Ihnen schließlich, ganze 4 Wörter zu lesen. Diese Wörter lauten: „zusammenfassend lässt sich sagen“.

Nun, Sie sind leider vollkommen gescheitert, sagen Sie vielleicht – denn Sie wissen immer noch gar nichts über dieses Buch. Aber stimmt das wirklich? Wissen wir wirklich nichts? Ich würde das jetzt nicht mehr behaupten. Denn obwohl wir das Thema nicht kennen, können wir doch ziemlich viel über die Vorgehensweise vermuten, in der der unbekannte Autor dieses unbekannte Thema behandelt.

Wenn ich in einem Buch auf die Worte „zusammenfassend lässt sich sagen“ stoße, entstehen in meinem Kopf eine ganze Reihe von Erwartungen darüber, wie der Gegenstand des Buches behandelt wird, selbst wenn ich das, was ansonsten in diesem Buch steht, noch nicht gesehen habe. So habe ich beispielsweise ziemlich klare Vorstellungen davon, wie der Autor den Gegenstand methodisch einführt und wie er oder sie die grundlegenden Vorannahmen und Axiome darlegt, darüber, wie er sich mit früheren Forschungsmeinungen zum Thema kritisch auseinandersetzt, darüber, wie er die logische Folge seiner Argumentation aufbaut und wie er Schlussfolgerungen zieht. Es genügt schon, dass ich diese 4 Worte sehe, damit in mir die Erwartung entsteht, dass in all diesen Punkten das Buch sehr wahrscheinlich anders verfährt als Bücher aus der angelsächsischen oder der französischen Wissenschaftstradition. Und in der Regel werden solche Erwartungen auch erfüllt. Kurz gesagt: ich möchte meine Behauptung wiederholen, die vor einer Weile vielleicht merkwürdig scheinen mochte, dass wir bereits einiges über unser mysteriöses Buch wissen, auch wenn wir noch nicht einmal seinen Gegenstand kennen.

Natürlich bedeutet dies nicht, dass unser wertvolles Buch irgendetwas enthält, das ausschließlich auf Deutsch geschrieben oder ausschließlich von Deutschsprechern verstanden werden könnte. Was immer in unserem Buch gestanden haben mag: Wäre es von wissenschaftlicher Bedeutung, dann müsste es ins Englische, Französische oder Chinesische zu übersetzen sein. Denn alles, was wert ist, gesagt zu werden, muss in jeder Sprache gesagt werden können. Was die Wissenschaft anbelangt ist das zweifelsohne der Fall.

Und trotzdem: Die Art, wie der Autor sein Thema in diesem Buch behandelte, war ganz sicher von einer ganzen Bandbreite von kulturellen und wissenschaftlichen Konventionen und Gewohnheiten geprägt, und diese sind allesamt aufs engste mit der Sprache verbunden, in der dieses Buch verfasst wurde.

Ich möchte hier natürlich nicht auf die Frage eingehen, ob Bücher, die ihre Gegenstände auf eine ähnliche Art wie unser Buch behandeln, zwangsläufig besser oder schlechter sind als Bücher aus anderen kulturellen Traditionen. Eine solche Frage hat meiner Meinung nach keinen Sinn, denn wie jedermann weiß, oder zumindest jeder, der Monographien aus verschiedenen kulturellen Traditionen gelesen hat, haben alle ihre Vor- und Nachteile. Es besteht kein Zweifel daran, dass die Wissenschaft in der Vergangenheit gerade dadurch bereichert wurde, dass dieselben Gegenstände von Autoren aus unterschiedlichen kulturellen Traditionen behandelt worden sind. Und genau aus diesem Grunde wäre es ein außerordentlicher Verlust für die Wissenschaft und für die Forschung, wenn in Zukunft keine Bücher mehr geschrieben würden, die mit den Worten: „zusammenfassend lässt sich sagen“ enden.

Weitere Informationen unter www.wissenschaftssprache-deutsch.de.

Foto-Download unter <http://www.toptext.info/deutsch>

Über die Konferenz „Deutsch in den Wissenschaften“, 10.-12. November 2011

Vom 10. – 12. November 2011 findet auf der Zeche Zollverein in Essen die Konferenz „Deutsch in den Wissenschaften“ statt. Veranstalter sind der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD), das Goethe-Institut und das Institut für Deutsche Sprache (IDS). Folgende Fragestellungen werden u.a. erörtert: Welche Rolle erfüllen Sprachen im Erkenntnisprozess? Wie wird deutschsprachige Wissenschaft im internationalen Kontext wahrgenommen? Welche Bedeutung hat die Sprache der Wissenschaft für die Gesellschaft? Wie lässt sich Mehrsprachigkeit in Forschung und Lehre umsetzen? Dazu diskutieren eine Reihe namhafter Persönlichkeiten aus der Wissenschaft. Als Festredner begrüßen die Veranstalter Guy Deutscher, den Autor von „Im Spiegel der Sprache – Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht“. Der Eintritt ist frei.

Pressekontakt

TOPTXT Presseagentur
Boschetsrieder Straße 63
81379 München
Telefon +49 (0) 89 - 12 00 77 59
Email-Adresse: deutsch@toptext.info
Website: www.toptext.info